

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 43

Artikel: Der Blick ins Paradies

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

beizuführen, aber mit verhältnismäßig wenig Erfolg. Denn die Kluft liegt tief in ökonomischen Verhältnissen begründet, die eine Machtfrage konstituieren und ökonomische Machtfragen werden — leider — weing von bloßen Strafpredigten beeinflußt. . . .

Krieg, Revolution, Streit können nicht unter demselben Gesichtspunkt betrachtet werden. Im Krieg kämpft eine niedrigere Idee gegen eine höhere, in der Revolution und dem Streit gewöhnlich eine höhere gegen eine niedrigere.

Schon Christus verdamte den Krieg; Tolstoi, der große Nachfolger Christi, hat richtig gesagt, daß Krieg nur Mord ist, nämlich der Offensivkrieg. Zur Defensive genügt die Miliz: das haben unparteiische große Militärschriftsteller, wie Bleibtreu, unwiderleglich festgestellt. Schon Kant in seinem berühmten Buche (Zum ewigen Frieden) verlangte die Abschaffung von stehenden Heeren, den eigentlichen Herorrufen des Krieges. Und dennoch, sie stehen noch fast in allen „civilisierten“ Ländern! Warum denn?

Die jetzige Gesellschaftsordnung braucht sie notwendig. Sie ruht auf der Gewalt: Laveleye, der fromme Gläubige, sagt, daß, wenn die Bajonetts nicht wären, jedes Land die furchtbaren Umwälzungen zu erdulden hätte. Teilweise ist dies wahr. Der „innere Feind“ kann rachsüchtig sein. Und dann der andere Grund: Die stehenden Heere sind nötig, um die Kolonisations- und Spekulationsgelüste der feudalistisch-kapitalistischen Klasse, der eigentlichen Lenker und Stützen der jetzigen Staatsgewalt, zu befriedigen. Man denke nur an die Kriege auf Madagaskar, in Transvaal, in Kiautschou. Die meisten Kriege werden heutzutage, wenn man auf die Gründe geht, der Absatzgebiete wegen geführt.

Was haben alle Schiedsgerichtstrakte vom Jahre 1848 an — die nicht einmal immer vom Mächtigeren einem Schwächeren gegenüber aufrechtgehalten wurden —, was haben „Schiedsgerichte“ zustande bringen können, die ebenso gut zurückgewiesen werden könnten, wie es in betreff des Burenkrieges von Seiten Englands geschah? Was bedeuten Völkerrechtsinstitute, Friedensligen, Weltfriedenkongresse, Haager Konferenzen, wo man das geltende Kriegsrecht kodifiziert und platonisch die Ausrüstungsfrage debattiert? Es sind wenig bedeutende Palliative.

Aber wenn in den Großstaaten im Kriegsfall die Hälfte oder ein Drittel aller Männer zu den Waffen greifen müssen, wenn die stehenden Armeen im Durchschnitt jeden Großstaat jährlich eine Milliarde (!) kosten, so begreift man wohl, daß diese Tatsachen die große Masse des Volkes gegen den Krieg und die stehenden Heere empören können; man begreift, daß die Rekruten (wie in Italien beim abessinischen oder in Spanien beim marokkanischen Feldzug) sich weigern, gegen den Feind zu marschieren — und versteht jene Massenbewegung im Proletariat aller zivilisierten Völker.

Mit der Revolution und dem Streit steht es, wie schon gesagt, insoweit anders als mit dem Kriege, als erstere meist in Anwendung kommen, wenn Unterdrückte von ihren Unterdrückern bessere Lebensmöglichkeiten erkämpfen wollen. Wenn z. B. ein Souverän einen „Staatsstreich“ vollzieht, um die bürgerliche Freiheit zu schmälen, ist nach mehreren Staatrechtslehrern das unterdrückte Volk vollberechtigt, Revolution zu machen. Ein Generalstreit genügt zuweilen, um eine wichtige Forderung, wie in Belgien das allgemeine Stimmrecht, durchzusetzen. Ja, die bloße Androhung eines Generalstreits macht oft schon die herrschende Klasse nachgiebig, wie vor allem Englands politische Geschichte lehrt. Sicher ist jedenfalls, daß freiwillig, ohne drohenden Druck, die beati possidentes niemals auf wichtige Rechte verzichtet hat; nicht einmal in der berühmten Nacht vom 4. auf den 5. August 1789! Auf politischem Gebiet gilt das auch heute noch und ebenso auf sozialem. . . .

Ich komme zu dem Schlußergebnis, daß „Gewalt“ heutzutage noch nicht entbehrt werden mag, daß Krieg jedoch als konservative Stütze einer reinen Klassenherrschaft, die verurteilt ist unterzugehen, — oder auch einfach als eine andere Form des Menschenmordes keine Berechtigung mehr hat; daß dagegen Revolution (hoffentlich nur unblutige) und Streiks, als „Gewaltmittel“ höheren Grades, zur Hebung der unteren Schichten und somit zur Verallgemeinerung des menschlichen Glücks, einen kulturellen Wert besitzen, da der Widerstand der reaktionären Elemente der Gesellschaft wohl schwerlich anders gebrochen werden kann. Der Grad der „Gewaltanwendung“ hängt eben von diesem reaktionären Widerstand ab.

Der Blick ins Paradies.

Sie waren alle der Aufforderung, ins Kinderzimmer zu kommen, gefolgt; und um den Mittelpunkt des Hauses standen, saßen, lehnten sie andächtig herum: die Großmutter mit dem schwarzen Spitzenhäubchen auf dem grauen Scheitel, der weißhaarige Großvater, der, als man ihn rief, die goldgefaßte Brille hochgehoben hatte, so daß sie ihm nun mittan auf der durchgearbeiteten Gelehrtenstirne saß, die alte Tante und die junge Tante. Und sogar der Onkel Großkaufmann, dem sonst nur Zahlen den Kopf füllten bis unters Dach hinauf, und der eigentlich nie „Zeit hatte“, war da und merkte augenscheinlich nicht, daß sein scharfes Rechenexempliergeicht sich in lauter lächelnde Verwunderung aufgelöst hatte. —

Sie alle hatten sich angesammelt und staunten — ja was denn? — an?

Unser Iclschen, das just gebadet wurde.

Ein kleines, splitterfasernacktes Menschenkindlein mit runden, glänzendweißen Gliederchen war der Magnet, der aller Blicke an sich gefesselt hielt, ein winziges Ding, das in seliger Unbekümmertheit seinen kleinen Körper dehnte und streckte, das jauchzend strampelte und wonnereischend plantschte, das mit dicken Grübchenhänden hundert Glitzertröpflein des Badewassers freigiebig nach allen Seiten versprühete, das unzählige unverständliche und doch so verständliche Töne und Tönchen von sich gab und das es scheinbar ganz in der Ordnung fand, der Mittelpunkt eines Familienauflaufs zu sein.

All die großen Leute mußten wohl seiner Meinung sein; merkten sie's doch gar nicht, daß sie sich vorbeugten, nickten, winkten, lachten und antworteten, auf das kindliche Rauderwelsch in derselben Sprache antworteten, ganz töricht, sinnlos und röhrend-kindlich redeten. Diese klugen, großen, alten, erwachsenen, ach! sonst nur zu sehr erwachsenen Leute! Sie hatten in diesem Augenblick gar kein Gefühl von sich selbst; in föstlicher Unbewußtheit strahlte aus ihren Mienen, ihren lachenden Augen die Freude an dem holden Wunder in ihrer Mitte; und mit Innigkeit nickte dieser und jener verstohlen dem andern zu: sieh doch, sieh doch nur dieses Menschenkindlein! —

Ißt's denn wirklich nur Freude an dem Kinde, die aus euren weichgelösten Mienen leuchtet, ist's nur der Blick in sein Paradies? Steigt in diesem Augenblick aus der Tiefe eurer erschlossenen Herzen nicht eine süßschmerzhafte Rückennerinnerung an eure eigene Kinderseligkeit auf, die schon so lange dahin ist? Bringt nicht ein mächtiges, innerstes doch noch-Kindsein durch alle Schranken mühsam aufgebauter Selbstverwahrung und Selbstabgrenzung nach außen hin und lebt für einen Augenblick wieder auf?

Ihr werdet nun alsbald wieder an eure Arbeit gehen; und der Alltag wird beschwichtigend einen Vorhang vor den eben durchlebten Augenblick schönen und reinen Fühlens ziehen. Aber ein Nachhall eines groß bewegten Gefühls wird in euch leise weiterschwingen und eure Seelen in ihrer Tiefe segnen. (Aus dem „Gesundbrunnen“ 1915.)